Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **64 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

Affolter, Heinrich Christoph et al.: Das höhere Berner Mittelland. Amtsbezirke Schwarzenburg, Seftigen, Thun, Konolfingen, Signau und Trachselwald. Bern: Stämpfli, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 2001 (Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Band 2) (Die Bauernhäuser der Schweiz, Band 28). 680 S., ill.

Es hat in der Schweiz Tradition, dass besonders schöne Bücher sich der ländlichen Architektur und Kultur annehmen. Dies galt besonders für Richard Weiss' «Häuser und Landschaften der Schweiz»; der gleiche Gedanke geht wohl auch vielen Leserinnen und Lesern durch den Kopf, die den zweiten Berner Band der «Bauernhäuser der Schweiz» zur Hand nehmen. Das in mehrfacher Hinsicht gewichtige Werk stellt, ein gutes Jahrzehnt nach Erscheinen des Oberland-Bandes, das höhere Berner Mittelland vor. Die Leitung des Unternehmens lag bei Heinrich Christoph Affolter. Im Vergleich zum ersten Berner Band, aber auch früheren Beiträgen der 1965 begründeten Reihe, sind Elemente einer methodischen und thematischen Neuorientierung sichtbar. Nebst bewährten Normen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde tauchen neue Themen wie zum Beispiel das Kapitel über bäuerliche Wohnkultur im 20. Jahrhundert auf.

Der erste Abschnitt von Christian Pfister und Thomas Jahn vertieft historisch-genealogisches Wissen mit umfangreichem Datenmaterial, vor allem zur Agrar- und Sozialgeschichte. Den beschränkten Platz nutzen die Autoren, indem sie die Fakten mit knappen Ausführungen darlegen. Vieles, was im Text ungesagt bleiben muss, wird in den sorgfältig zusammengestellten Abbildungen und Diagrammen deutlich. Kapitel wie jenes über die Bevölkerungsgeschichte lassen die menschlichen Schicksale erahnen, welche von den strukturellen Entwicklungen tief geprägt wurden.

Im umfangreichsten Buchteil liefert Affolter einen kurzweiligen und fundierten Überblick über die Hausgattungen, welche im Untersuchungsgebiet in beeindruckender Vielfalt anzutreffen sind. Dabei wird immer wieder auf die Einbettung der Siedlungen und Objekte in die Kulturlandschaft hingewiesen und mittels Kastentexten auf Detailfragen fokussiert.

Im Abschnitt über die konstruktiv-statischen Grundlagen vermitteln Hans Wenk und Benno Furrer spannende Einblicke in die Kunst der Zimmerleute. Ausgeprägter als in anderen Kapiteln wird hier auf dem entsprechenden Kapitel des Oberländer Bandes aufgebaut; folgerichtig widmen sich die Autoren insbesondere der Technologie, der Organisation und Prozessen des Bauens. Dies geht nicht immer ohne Fachterminologie, die als Adressaten primär den professionellen Holzbauer anspricht. Hervorragende Tabellen und Schemata runden den Text ab.

Im Katalog der Schmuck- und Detailformen gelingt es Doris Amacher, formale Entwicklungen anschaulich zu systematisieren. Die beeindruckende künstlerische Potenz des ländlichen Kulturschaffens ist auch eine Aufforderung an die Kunst- und Architekturgeschichte, die ländliche Architektur mit neuen Fragestellungen zu untersuchen.

Spätestens seit 1900 machen linguistische und volkskundliche Untersuchungen neben der Konstruktionsanalyse den Schwerpunkt der Bauernhausforschung aus; viele Fragen in diesen Bereichen sind daher erschöpfend abgehandelt worden. Dennoch gelingt es Affolter, den Appetit der Lesenden auf Neues in dieser Sparte zu

wecken – wenn nicht mit den Würsten im Rauchgaden, so doch bestimmt mit Beispielen okkulter Handlungen und Objekte. Das Kapitel wird von Thomas Hengartners Betrachtungen zur Wohnkultur des 20. Jahrhunderts abgerundet. Nachdem schon die historische Einführung wesentliche Themen des 20. Jahrhunderts angesprochen hat, wird hier schmerzlich spürbar, dass Architekturbeispiele aus jüngerer Vergangenheit ausgeklammert bleiben.

Zum Schluss des Buches stellt Affolter 49 ausgewählte Bauten vor. Die Lektüre in diesem Buchteil ist dank der hochwertigen Pläne, Texte und Abbildungen ein besonderes Vergnügen. Die Informationen über Bauherren, Künstler und Besitzergeschichten stellen eindrücklich unter Beweis, wie sehr diese Architektur in einen umfassenden Kontext eingebettet zu werden verdient. Leider werden die zwei vorangestellten Typologien nach Affolter und Wenk nicht einheitlich verwendet.

Im Vergleich zum ersten Band der Reihe, Christoph Simonetts «Bauernhäuser des Kantons Graubünden» von 1965, ist der neue Berner Band gut doppelt so dick, umfasst ein Vierfaches an Text und bringt im Anhang rund zehnmal so viele Fussnoten unter (1327 sind es insgesamt). Dies wirft elementare Fragen auf: Wie sinnvoll ist es, Fussnoten im Anhang zu platzieren oder das Sachregister als Ersatz für ein Glossar zu konzipieren, wenn der Umfang ein schnelles Blättern verunmöglicht? Wäre es daher möglich, die drei Register zusammenzulegen? Mit Blick auf den Umfang muss auch gefragt werden, auf welche Buchteile hätte verzichtet werden können. Grundsätzlich herrscht unter den Kapiteln ein ausgewogenes Verhältnis. Lediglich statt der in den Anhang verbannten Zusammenfassung, die bereits Gesagtes wiederholt, hätte man gerne einige persönlich-interpretative Betrachtungen über Wesenszüge und Qualität der präsentierten Architektur gelesen. Gänzlich überflüssig wirkt die französische Übersetzung der Zusammenfassung; sie dürfte von niemandem gesucht und gefunden werden, der nicht auch den Rest des Buches versteht. Zu einer wesentlichen Reduktion des Umfangs hätte eine andere Aufteilung des Untersuchungsgebiets beitragen können, zumal die Haustypologie in Kapitel zu den Gebieten rechts und links der Aare aufgeteilt ist: Trotz naturräumlicher Ähnlichkeiten zwischen dem östlichen und westlichen Hügelland haben die politischen und kulturellen Verhältnisse zu zwei gänzlich unterschiedlichen Hauslandschaften geführt, nebst denen vielleicht als dritte das Aare- und das Gürbetal gesondert hätten betrachtet werden können. Doch im Grunde genommen verschafft gerade die Gegenüberstellung des vernachlässigten Schwarzenburgerlandes und des viel beachteten Emmentals Einblick in tiefe Klüfte im politischen Gebilde Bern – eine ungewollte, aber deutliche Aussage.

Längst sind die Bauernhausbände nicht mehr die regional ausgerichteten Bestimmungs- und Datierungsfibeln, als die sie ursprünglich konzipiert wurden. Die topografische Einteilung der Bände erscheint zum Beispiel mit Blick auf das bautechnisch-konstruktive Kapitel als Hypothek, da dieses Inhalte anspricht, die auch für andere Hauslandschaften relevant sind. Jean-Pierre Anderegg hat in seiner Rezension des ersten Bandes in der «Berner Zeitschrift» darauf hingewiesen, dass die «Bauernhäuser im Kanton Bern» nicht als Inventarwerk beziehungsweise flächendeckende Kunsttopografie ausgelegt zu werden brauchen, da ja das kantonale Bauinventar diese Aufgabe ergänzend wahrnimmt. Tatsächlich profitiert das Buch in seinen besten Teilen von den aus dieser Konstellation entstehenden Freiheiten. So sind die kunstführerartig konzipierten Baumonografien eigentliche Schlüsselstudien punkto Dichte, Verständlichkeit und Aussagekraft.

Für kommende Bände öffnen sich hier Möglichkeiten, um Fragestellungen und Beobachtungshorizont nochmals zu erweitern. Man denkt zum Beispiel an das

Bauernhaus als Hort nationaler Identität, an Jeremias Gotthelf, der mit den Schachen und Eggen des Emmentals gleichsam auch Höhen und Tiefen der menschlichen Seele ausgeleuchtet hatte, an Franz Schnyder, der Häuser und Landschaften zu mythologischen Stätten stilisierte usw. Das Bauernhaus wird nicht nur als hoch stehendes, kunsthandwerkliches Produkt oder ökonomische Funktionseinheit, sondern vermehrt auch als Projektionsfläche urbaner Sehnsüchte zu untersuchen sein. Ein weiteres Thema könnte die Wechselwirkung zwischen herrschaftlicher und bäuerlicher Architektur werden. Die Grenze zwischen den beiden Bereichen ist von der Bauernhausforschung bislang mit erstaunlicher Selbstgenügsamkeit akzeptiert worden. Besonders interessant wäre es, den belebenden Austausch zwischen urbanen und ländlichen Gebieten zu untersuchen. Die ländlichen Artefakte waren bei weitem nicht so «anonym» und «naiv», wie es Ideologen hüben und drüben immer gerne gesehen haben.

Solche Überlegungen sind im besprochenen Band nicht ausführlich diskutiert. Aber die Dynamik des Buches zielt nebst den Fragestellungen, die bereits jetzt vorzüglich vertreten sind, auf Ansätze, die solche Inhalte angemessen reflektieren. Um die fantastische Architektur, die das Thema ist, besser kennen zu lernen und als Teil unserer Kultur zu begreifen, wird es sich lohnen, den Weg in die eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen.

Christoph Schläppi

Ehrstine, Glenn: Theater, culture, and community in reformation Bern, 1523–1555. Leiden etc.: Brill, 2002 (Studies in medieval and reformation thought, vol. 85). XVIII, 346 S., ill.

Die evangelische Botschaft wurde schon im Reformationszeitalter multimedial an das Publikum vermittelt. Dies zeigt am Berner Beispiel der amerikanische Literaturwissenschaftler Glenn Ehrstine mit seiner Untersuchung der verschiedenen Medien – gedruckte Bilder und Schriften, Psalmen, Lieder und Theaterspiele – und deren sich wandelnder Nutzung. Er verarbeitet die reiche, aber verstreute kunsthistorische, historische, literatur-, theater- und musikwissenschaftliche Literatur zu einer beeindruckenden interdisziplinären Synthese. Die englische Sprache und der renommierte niederländische Verlag werden ihr weltweite Aufmerksamkeit sichern.

Im Zentrum steht einerseits die Textanalyse der kürzlich neu edierten Theaterstücke Niklaus Manuels und Hans von Rütes. Andererseits rekonstruiert Ehrstine die Aufführungspraxis, die er mit 42 vorbildlich kommentierten und interpretierten schwarzweissen Abbildungen und den Theaterliedern im Anhang dokumentiert. Vier Register erschliessen das spannend und verständlich geschriebene Werk.

War die Theaterbühne in den 1520er-Jahren für Manuels Fastnachtsspiele noch der Ort der subversiven Reformationspropaganda gegen die anfänglich altgläubige Haltung der Ratsmehrheit, so geriet die Bühne nach der Einführung der Reformation 1528 unter obrigkeitliche Kontrolle. Dabei liess der Rat zwar die Stücke von Theologen vorab zensieren, gewährte aber auch finanzielle Unterstützung für die Aufführungen oder stellte aus der Burgunderbeute und aus den säkularisierten Klöstern Requisiten zur Verfügung. Im nachreformatorischen Theater brachte von Rüte biblische Stoffe zur Aufführung. Inhaltlich propagierte er, selbst Mitglied des Grossen Rates und Gerichtsschreiber, die gemässigt zwinglianische Linie des Rates. Einheit im Glauben geriet zur patriotischen Tugend.

Aus theatergeschichtlicher Perspektive wurden Traditionen des Fastnachtsspiels, der katholischen Liturgie und des humanistischen Theaters neu kombiniert. Ehrstine

betont insbesondere die visuellen und musikalischen Elemente. Das mag erstaunen angesichts der Bilder- und Musikfeindlichkeit der zwinglianischen Theologie und der Berner reformatorischen Praxis – erinnert sei an den Bildersturm im Münster 1528. Mit überzeugenden Argumenten zeigt der Autor jedoch, dass sich Komposition und Inszenierung der Theaterstücke stark an visuelle Vorbilder hielten. So kann Niklaus Manuels Fastnachtsspiel «Von Papst und Christi Gegensatz» (1523) als Theatralisierung der Illustration eines reformatorischen Propagandaflugblattes von Lukas Cranach dem Älteren verstanden werden und von Rütes Osterspiel (1552) als szenische Umsetzung zeitgenössischer Illustrationen der Offenbarung des Johannes. In alter Theatertradition organisierten Manuel und vor allem von Rüte den Bühnenraum so antithetisch wie ihre Stücke: die Guten standen den Schlechten gegenüber – je nach politisch aktuellem Kontext waren es Christen gegen Heiden, Reformierte gegen Katholiken, Zwinglianer gegen Lutheraner, Calvinisten oder Täufer. Neu war die konsequente räumliche Trennung himmlischer und irdischer Figuren. In allen Stücken traten Protagonisten auf, die das Geschehen im Sinne des Autors kommentierten und dem Publikum dadurch erklärten, wie es das Dargebotene zu verstehen habe.

Nach der Reformation durfte im Münster bis 1558 überhaupt nicht, von 1558 bis 1574 nur von den Knaben gesungen und musiziert werden. Die Stücke von Rütes hingegen integrierten spätestens seit 1538 nicht nur Lieder und Psalmen lokaler Komponisten wie Cosmas Alder und Johannes Wannenmacher, sondern boten Schauspielern, Chor und Publikum auch die einzige Gelegenheit zum öffentlichen Gemeindegesang. Dies unterstrich den partizipativen Charakter des Theaters. An den Aufführungen waren zahlreiche Bürger und Zünfte als Laienschauspieler, Bühnenbauer, Kostümschneider usw. beteiligt, was die oft zwei Tage dauernden Aufführungen zu identitätsstiftenden Gemeinschaftserlebnissen werden liess.

Waren der Einsatz von Musik (sogar derselben Melodien), die Inszenierungstechniken und das partizipative Theater überkonfessionell gemeinsam, so nahmen die direkt auf die örtlichen Konstellationen bezogenen Inhalte der Lied- und Sprechtexte die reformierte Position ein. Zudem sollte das biblische Theater gemäss reformatorischer Überzeugung durch die sinnliche Präsentation vorbildlicher biblischer Geschichten nicht etwa zur *Verehrung* von Bildern (Götzen) und Personen (Heiligen) führen, sondern vielmehr zur *Reflexion* über Gut und Böse sowie zur *Nachahmung* des richtigen Glaubens anregen. Wie nah Gott durch die audiovisuell vermittelte Heilsbotschaft den Zeitgenossen schien, hielt der in Bern wirkende Drucker Mathias Apiarius 1555 im Vorwort zu von Rütes «Goliath» fest: «Dann warlich redt yetz Gott mitt vns / vff mancherley wyß / vnd helt vns syn heiligs wort für nit allein mit predigen / sonder auch mit trucken / mit schrifften / mit Psalmen vnd geistlichen liedern / vnd durch zierliche spil / mit welchen die fürnemern geschichten auß H. Schrifft gezogen [und] den lütten vor die ougen gestellet werden, dz wir wol sagen mügen die wyßheit Gottes rüff vnd schryge vff der gassen.»

Andreas Würgler

Boschung, Urs et al. (Hrsg.): Repertorium zu Albrecht von Hallers Korrespondenz 1724–1777. Basel: Schwabe, 2002 (Studia Halleriana, VII, 1–2). 2 Bde., 1 CD-ROM.

Das interdisziplinäre Berner Haller-Projekt um den Medizinhistoriker Urs Boschung präsentiert mit diesem Repertorium zwei gewichtige und schön gestaltete Bände, die nicht nur die Haller-Forschung auf eine neue Grundlage stellen, sondern auch zahlreiche weitere Forschungsrichtungen. Das Repertorium bietet eine systematische Über-

sicht über die Korrespondenz des Berner Universalgelehrten Albrecht von Haller (1708–1777), von dem für den Zeitraum 1724–1777 rund 17 000 Briefe überliefert sind. Weil Haller das Geld fehlte, um seine ausgehende Korrespondenz kopieren zu lassen, sind nur rund 3700 seiner Briefe erhalten, die in jahrelanger Arbeit aus Bibliotheken in ganz Europa zusammengesucht werden mussten. Weil Haller umgekehrt schon im Alter von 15 Jahren beschloss, die an ihn gerichteten Briefe aufzubewahren, sind davon rund 13300 überliefert worden. Er erhielt – und beantwortete in der Regel – während gut 50 Jahren im Durchschnitt täglich einen Brief von meist mehreren Seiten Länge. Die Korrespondenz eines Wissenschaftlers, Dichters, Politikers und Privatmannes ist somit in grossem Umfang dokumentiert, auch wenn durch Säuberungsaktionen seines Sohnes Rudolf Emanuel in den 1820er-Jahren und durch die Entwendung der Briefe berühmter Absender wie Imanuel Kant oder Voltaire aus der Stadtbibliothek im 19. Jahrhundert einige 100 Briefe verloren sind.

Das Repertorium verzeichnet die Korrespondenzen mit den 1150 Briefpartnern und 50 Briefpartnerinnen mit Datum, Absender, Sprache, Umfang, Aufbewahrungsort und Hinweis auf Editionen (falls vorhanden). Zudem wird der Inhalt der Briefe kleinerer Korrespondenzen (bis fünf Briefe) referiert. Mittlere Korrespondenzen (6 bis 30 Briefe) sind nicht mehr Brief für Brief, sondern nur noch insgesamt zusammengefasst. Grosse Briefwechsel (31 bis 1500 Briefe) werden aufgrund von exemplarischen Auswahlen und Stichproben thematisch beschrieben. Nur auf diese Weise war es möglich, in nützlicher Frist (zehn Jahre Bearbeitungszeit) den riesigen Bestand der Burgerbibliothek, wo 75 Prozent der Haller-Korrespondenz aufbewahrt werden, für die internationale Forschung zu erschliessen. Die grossen Briefwechsel sind mit einer Abbildung – Porträt des Briefpartners, Titelblatt einer Publikation oder Schriftprobe – optisch hervorgehoben. Alle Korrespondenten und Korrespondentinnen werden in sehr nützlichen standardisierten Kurzbiografien vorgestellt. Der zweite Band enthält neben Korrespondenten-, Personen-, Orts- und Sachregister ein Verzeichnis der erwähnten Werke und Periodika sowie ein chronologisch und ein nach Absendeorten gegliedertes Briefregister. Auf der beiliegenden CD-ROM kann der Volltext der Bände in einer PDF-Datei mit Suchbefehlen durchforstet werden. Eine separate Briefdatei ermöglicht zudem statistische Abfragen nach Datum, Absender/Empfänger, Absende-/Empfangsort und Briefrichtung (Briefe von Haller oder an Haller).

Einleitende Texte des Herausgeberteams erläutern die Finanzierung des Projektes – durch den Schweizerischen Nationalfonds, die Albrecht-von-Haller-Stiftung der Burgergemeinde Bern, die Burgerbibliothek Bern, die Silva Casa Stiftung und den Lotteriefonds des Kantons Bern –, die Überlieferungsgeschichte und die Erschliessungsarbeiten. Zudem skizzieren und veranschaulichen sie mit acht farbigen Karten und Grafiken Umfang, Struktur und Bedeutung der Haller-Korrespondenz.

Die meisten Briefe erhielt Haller aus der Schweiz und Deutschland (je 40 Prozent), grössere Mengen aus Frankreich (7 Prozent), Italien (6), Grossbritannien (3) und den Niederlanden (2) sowie viele einzelne aus weiteren 15 Ländern von Spanien bis Russland. Die räumliche Herkunft der Briefe deckte sich nicht mit der verwendeten Sprache: Nur knapp 24 Prozent der Briefe waren deutsch verfasst, 38 Prozent französisch, denn so schrieben auch die wichtigen Genfer und Lausanner Briefpartner sowie die Berner Verwandtschaft. Die immerhin 21 Prozent lateinisch geschriebenen Briefe stammten meist aus Italien, aber auch etwa vom schwedischen Botaniker Carl von Linné oder vom Zürcher Studienfreund Johannes Gessner.

Die Struktur des Briefwechsels hing mit Hallers Laufbahn und Wohnorten eng zusammen. Dominierten anfangs neben der Familie und Verwandtschaft die Studien-

kollegen aus Basel und Tübingen, so gewannen in seiner Zeit als Professor in Göttingen (1736–1753) insbesondere die deutschen Vertreter der Gelehrtenrepublik an Gewicht. Vor allem in der dritten Phase als Berner Magistrat (Grossrat seit 1745, Salzdirektor in Roche 1758–1764) wird Hallers Brückenfunktion zwischen Deutschland, England und Skandinavien einerseits, Italien, Frankreich und Spanien andererseits deutlich.

Inhaltlich nahmen wissenschaftliche Themen den grössten Raum ein. Es ging dabei insbesondere um den Alltagsbetrieb der Gelehrtenrepublik: um Vermittlung von Pflanzen, Literatur und Adressen, um Empfehlungsschreiben, Gesuche und Gutachten, um die Vorbereitung von Publikationen, die Erörterung von gelehrten Kontroversen und um Wissenschaftspolitik. Haller war in seinen Gebieten – Botanik, Physiologie, Medizin – eine europaweit anerkannte Autorität und wurde dementsprechend oft um wissenschaftlichen oder ärztlichen Rat gefragt. Doch auch schöngeistige Diskussionen und Gedichte sind im Briefverkehr des Literaten Haller nicht selten. Ein anderes Themenfeld betraf die ständische Gesellschaft. In diesem von Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden dominierten Teil der Korrespondenz ging es um die Position der Familie Haller in Bern, um Heiratspläne, politische Karrieren und Parteinahmen in innen- und aussenpolitischen Angelegenheiten, wobei sich Haller oft als Konservativer positionierte – etwa in der Bewertung der Genfer Unruhen oder der französischen Aufklärung. Schliesslich wird in den Briefen auch Persönliches thematisiert: von selbst beobachteten Gefühlen ist die Rede, von Kindererziehung und Arbeitsethos, vom Medikamentenmissbrauch und vom Gesundheitszustand, der in den letzten vier Lebensjahren immer mehr Raum einnimmt.

Das Repertorium lädt zu weiteren Forschungen nicht nur über Haller und die Wissenschaftsgeschichte ein, sondern auch über das Funktionieren der Kommunikationsnetze im Zeitalter der Aufklärung. Ihm kommt zweifellos Vorbildcharakter für andere, noch unerschlossene grosse Briefwechsel zu. Es bleibt zu wünschen, dass die Haller-Datenbank nun nicht brachliegt, sondern mit denjenigen anderer bedeutender Korrespondenzen des 18. Jahrhunderts verknüpft werden kann.

Andreas Würgler

Clerc, Nicole: August von Bonstetten 1796–1879. Aus dem Alltag eines Schweizer Malers. Mit einem Essay von Valentina Anker. Hrsg. von Steffan Biffiger. Bern: Benteli, 2001. 184 S., ill.

Der Maler August von Bonstetten (1796–1879) war in der Öffentlichkeit bislang wenig bekannt. Dies hängt damit zusammen, dass sich viele seiner Bilder noch immer im Besitz der Familie befinden und nicht zugänglich sind. Auch eine Publikation zu seinem Leben und Werk existierte bisher nicht. Das zweisprachige Buch von Nicole Clerc erschien aus Anlass der 2001 im Schloss Jegenstorf und in der Zweigstelle des Schweizerischen Landesmuseums im Schloss Prangins gezeigten ersten Einzelausstellung seit 1885. Die mehrheitlich farbigen Abbildungen des Katalogteils führen einem vor Augen, dass August von Bonstetten zu den talentiertesten patrizischen Amateurkünstlern des 19. Jahrhunderts gezählt werden darf. Als Angehöriger der bernischen Oberschicht schlug er zunächst eine militärische Laufbahn ein. Zwischen 1814 und 1829 hielt er sich in den Niederlanden auf, wo er im Schweizerregiment von Jenner bis zum Hauptmann aufstieg. 1826 gelangte er in den Grossen Rat des Kantons Bern. Von 1829 an lebte er auf dem Landgut Sinneringen bei Boll, das sein Vater erworben

hatte. Eine Ehe ging er nie ein. 1832 nahm er an einem Komplott gegen die liberale Regierung teil, weshalb er zwischen November 1834 und Januar 1835 im Kerker des Aarbergertores inhaftiert war. Bonstettens Leidenschaft gehörte freilich nicht der Politik, sondern der Kunst. Schon als Solddienstoffizier nutzte er jede freie Minute des Garnisonlebens, um zu zeichnen und zu malen. Nachdem er seinen Abschied erhalten hatte, widmete sich der Gutsbesitzer ausschliesslich der Malerei und unternahm regelmässig Reisen in andere Landesgegenden oder ins Ausland, um dem Alltag in Sinneringen zu entfliehen. Seine geistige Heimat fand der Künstler in Italien, wo er sich gerne niedergelassen hätte. Zu Hause arbeitete er unermüdlich an seinen Bildern, kümmerte sich um die Verwaltung des Gutsbetriebs und empfing Besuche von Malerfreunden oder von Verwandten. So weilte 1822 Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832) in Sinneringen.

Die Autorin stützt sich in ihrer Darstellung zur Hauptsache auf das Tagebuch, das ihr Vorfahre August von Bonstetten zwischen 1816 und 1878 führte. Die heute in der Burgerbibliothek Bern deponierten 11 Bände und 163 Hefte mit einem Gesamtumfang von gegen 6000 Seiten, die einen minutiösen Einblick in das Alltagsleben und das Selbstverständnis eines Berner Patriziers des 19. Jahrhunderts bieten, wären eine historisch-kritische Edition wert. Nicole Clerc hat sich leider mit Auszügen in französischer Übersetzung begnügt. Valentina Anker, eine Spezialistin für die schweizerische Malerei des 19. Jahrhunderts, beschäftigt sich in ihrem Essay mit der kunstgeschichtlichen Einordnung des malenden Amateurs. Bonstetten war einerseits von den Berner Kleinmeistern beeinflusst, andererseits näherte er sich den Genfer und Neuenburger romantischen Landschaftsmalern an. Seine Gemälde mit Motiven aus Sinneringen, den Schweizer Alpen oder der römischen Campagna, die durch die Liebe zum Detail auffallen, überarbeitete er ständig. Seinem Tagebuch vertraute er an: «Die Malerei ist eine ‹cujonada›, aber gerade diese Qual ist es, was an ihr Freude macht, denn sie ist ein Kampf. [...] Was ich heute mache, gefällt mir vielleicht morgen nicht» (S. 113). 1876 besuchte ihn Albert Anker (1831–1910), der sich lobend über seine Bilder äusserte. Verschiedene Unschönheiten im Text, die sich durch ein sorgfältigeres Lektorat hätten vermeiden lassen, deuten darauf hin, dass das Buch unter Zeitdruck entstanden ist. Angeführt seien nur die mehrmalige Verwechslung des 19. mit dem 20. Jahrhundert (S. 24, 59, 84) oder das Fehlen von Wörtern (S. 111: seine Freunde [versuchten] ihn davon abzubringen). Auch einige inhaltliche Schnitzer sind der Verfasserin unterlaufen. So war Karl Viktor von Bonstetten 1822 nicht «Oberamtmann von Nyon» (S. 53). Doch insgesamt handelt es sich um Kleinigkeiten, welche den positiven Eindruck, den man nach der Lektüre dieser Monografie hat, nicht zu trüben vermögen. Nicole Clerc ist dafür zu danken, dass sie es ermöglicht hat, das Werk eines zu Unrecht vergessenen Berner Künstlers kennen zu lernen.

Andreas Fankhauser

Germann, Georg (Hrsg.): Riviera am Thunersee im 19. Jahrhundert. Bern: Stämpfli, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2002. 216 S., ill.

Berner und Schweizer Patrizier sowie ausländische Adelige bewohnten und gestalteten im 19. Jahrhundert Schlösser und Gärten am Thunersee, darunter die Schadau bei Thun, die verschwundene Chartreuse, die Hünegg bei Hilterfingen und den ehemaligen Landvogteisitz Oberhofen. Diese Landsitze stehen im Mittelpunkt des grossarti-

gen Bandes, den Georg Germann, ehemaliger Direktor des Bernischen Historischen Museums, und die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte herausgegeben haben. Die Porträts dieser vier Landsitze stehen stellvertretend für viele andere. An ihren Schicksalen wird exemplarisch dargestellt, wie sich die Thunerseegegend zur «Riviera» entwickelte, zur dauernden oder saisonalen Wohnstätte von einheimischem und ausländischem Adel sowie zum Reiseziel von Literaten, Malern, Gelehrten und Musikern. Die Darstellungen und Berichte dieser Personen schufen erst das romantische Bild des Berner Oberlandes, das Grundlage der heutigen Tourismusregion ist.

Von Georg Germann stammt die umsichtige Einleitung ins Thema und eine umfassende Darstellung und Deutung des Wocher-Panoramas in Thun. Es ist 1808–1814 in Basel entstanden. Wocher selbst stellte es bis zu seinem Tod 1830 dort aus. Es gehört nicht zu den grossen europäischen Panoramen des 19. Jahrhunderts, spielte aber eine wichtige Rolle in der Propagierung der Thunersee-Riviera.

Die Chartreuse bei Hünibach, ursprünglich im Besitz des Klosters Interlaken, wurde 1896 von Freiherr Moritz Kurt von Zedtwitz und seiner Frau erworben, die oberhalb der alten Chartreuse einen prunkvollen Neubau im Stil der nordischen Renaissance ausführen liessen. 1933 wurde der Palast von einem Konsortium erworben, des Mittelbaus beraubt, der Park parzelliert, mit Einfamilienhäuschen überbaut und die Palastruine schliesslich abgebrochen. Dieses unrühmliche Ende des geschichtsträchtigen Landsitzes führte zur Gründung des Uferschutzverbandes Thuner- und Brienzersee, in dessen Jahrbuch von 1954 Adolf Schaer-Ris erstmals das Schicksal der Burgen und alten Landsitze am Thunersee in einer Gesamtschau darstellte und einen eindringlichen Appell zu ihrer Erhaltung lancierte. Allerdings waren die Bauten des 19. Jahrhunderts für Schaer-Ris Fremdkörper in der Thunerseelandschaft: «Eine aus der Landschaft protzig herausgefallene Architektur, gemischt aus englischer Tudorgotik und französischer Frührenaissance», war zum Beispiel seine Beurteilung der Schadau.

Der Schadau sind zwei ausgezeichnete Beiträge von Johanna Strübin Rindisbacher gewidmet. Im ersten wird die Bauherrenfamilie de Rougemont vorgestellt, die zu den interessantesten Familien gehört, die sich an der Thunersee-Riviera aufgehalten haben. Sie stammten aus Neuenburg, waren später in Murten und Bern verburgert, machten ihr sagenhaftes Vermögen mit Bankgeschäften in Paris, betätigten sich als Mäzene und Sammler und setzten mit der mondänen neuen Schadau Massstäbe für das internationale adelige Milieu, das sich am Thunersee mit Residenzen etablierte. Die heutige Schadau steht an Stelle des 1638 von Franz Ludwig von Erlach erbauten Schlosses, das 1837 von Abraham Denis Alfred de Rougemont erworben und 1847–1852 durch einen prunkvollen und teuren Neubau im «französischen Stil» ersetzt wurde. Im zweiten Beitrag klärt Strübin Rindisbacher die vertrackte Projektierungs- und Baugeschichte und kann aufgrund von bisher unbekannten Plänen und Materialien die Ansicht korrigieren, wonach der Pariser Architekt Pierre-Charles Dusillion die Schadaupläne gezeichnet habe. Tatsächlich stammt der Entwurf vom Neuenburger Architekten James Victor Colin.

Georg Germann stellt das Schloss Oberhofen vor, das heute eine Filiale des Bernischen Historischen Museums ist. Das Schloss war 1652–1798 bernischer Vogteisitz, ging 1801 an die Thuner Knechtenhofer, eine aufsteigende Bürgerfamilie, die wenig später Entscheidendes zum Aufschwung des Riviera-Tourismus beitrug. Sie retteten das Schloss Oberhofen vor dem Abriss. 1844 wurde es an die Grafen von Pourtalès verkauft. Am Umbau des alten Landvogteisitzes zum historisierenden Wohnschloss des 19. Jahrhunderts war auch James Victor Colin, der Architekt der Schadau, betei-

ligt. Germann rekonstruiert minutiös die Umbaugeschichte von Oberhofen, vor allem anhand der Akten des Schlossarchivs.

Franziska Kaiser stellt die Hünegg vor, die keinen Vorgängerbau hatte. Ein historischer Bezug zur Thunerseegegend wurde glücklich gefunden, als bei der Vorbereitung des Terrains für den Bau 1860 bronzezeitliche Gräber entdeckt wurden, die man damals als «Hünengräber» bezeichnete. Die irrige Ansicht, die Pläne für den Schlossbau seien von Pariser Architekten ausgearbeitet worden, hielt sich sehr lange. Der Architekt Heino Schmieden (1835–1880) stammte jedoch aus Berlin. Die örtliche Bauleitung übte der Thuner Friedrich Hopf (1817–1883) aus, der Verbindungen zur Berliner Schinkel-Schule hatte.

Alle vier vorgestellten Landsitze verfügen über grossartige Parkanlagen, die auf das Repräsentationsbedürfnis der neuenburgisch-preussischen Familien am Thunersee zurückgehen. Sie werden im vorliegenden Band erstmals kompetent durch den Gartenhistoriker Steffen Roth beschrieben. Er beschreibt die Anlage der Gärten, zeichnet ihre Entwicklung nach und macht die höchst interessanten in- und ausländischen Stileinflüsse deutlich. Mit diesem Einbezug der Gartenanlagen werden die Landsitze auch als das ins Licht gerückt, was sie sind: Gesamtkunstwerke, die in Lage, Architektur, Ausstattung und Parkumgebung aufs Intensivste ihre Zeit spiegeln.

Unzählige illustre Gäste suchten an der Thunersee-Riviera Erholung, bereicherten das gesellschaftliche Leben und liessen sich zu künstlerischen Werken inspirieren. Um nur einige Namen in Erinnerung zu rufen: Kleist, Schopenhauer, Madame de Staël, Lord Byron und William Turner. Sie dürfen in diesem Band nicht fehlen, und es war eine gute Idee, stellvertretend für viele andere, die Aufenthalte der Musikerfamilie Spohr am Thunersee im Sommer 1816 und im Frühling 1817 zu schildern. Der Geiger, Komponist und Dirigent Louis Spohr (1784–1859) reiste zwischen 1807 und 1820 an der Seite seiner ersten Frau, der Harfenistin und Pianistin Dorette Scheidler, durch ganz Europa und war bis in die 1840er-Jahre einer der berühmtesten Musiker seiner Zeit. Danach geriet er in Vergessenheit. Heute erfreuen sich seine Kompositionen wieder grösserer Wertschätzung. Brigitte Bachmann-Geiser zeichnet anhand der Autobiografie Spohrs die Aufenthalte mit seiner Familie im Haus «auf der Egg» bei Thierachern nach.

Hans-Anton Ebener stellt die Geschichte der Dampfschifffahrt auf den Oberländer Seen dar. Das Dampfschiff war vor der Eisenbahn das einzige Transportmittel, das Reisende in grösserer Zahl und in angemessener Zeit transportieren konnte. Deshalb ist der Aufschwung des Fremdenverkehrs aufs Engste mit diesem Transportmittel verbunden, umso mehr als die linksufrige Thunerseestrasse erst zwischen 1830 und 1840 durchgehend bis Interlaken ausgebaut und die rechtsufrige sogar erst nach 1870 erstellt wurde.

Einen äusserst wertvollen Beitrag leistet der bekannte Fachmann für Hotelbauten, Roland Flückiger-Seiler. Er würdigt Thun als erstes Zentrum des Berner Oberländer Fremdenverkehrs, rückt die Leistungen der Familien Knechtenhofer und Rüfenacht ins Licht und schildert das Ende der Thuner Tourismusblüte, verursacht durch den Bau der Eisenbahnen, die den Umschlagplatz Thun obsolet machten. In Text und Bildern werden dann die wichtigsten Hotelbauten an der rechtsseitigen «Riviera» von Thun über Hilterfingen, Oberhofen, Gunten/Sigriswil, Merligen bis Beatenberg vorgestellt. Eine praktische Übersichtstabelle rundet den Beitrag ab.

Das schöne Werk ist auch eine Hommage an jene, die mitgeholfen haben, das bedeutende Kulturerbe der «Thunersee-Riviera» zu erhalten. Die Publikation basiert auf wissenschaftlichen Recherchen und enthält auch eine ausgezeichnete Bibliografie.

Alle Beiträge sind leicht lesbar und der ganze Band ist überdurchschnittlich schön illustriert und gestaltet. Kurz: ein Buch, in das man sich vertiefen kann, um sich zu informieren oder um sich an den Bildern zu erfreuen.

Christoph Zürcher

Melchnau auf dem Weg. 900 Jahre Melchnau. Red.: Lukas Wenger et al. Langenthal: Merkur, 2000. 172 S., ill.

Die rund 1600 Einwohnerinnen und Einwohner zählende Oberaargauer Gemeinde Melchnau wurde um das Jahr 1100 im «Liber Heremi» des Klosters Einsiedeln anlässlich einer Schenkung erstmals erwähnt. Zu diesem «Jubiläum» erarbeitete eine rührige Redaktionsgruppe unter der Leitung von Lukas Wenger eine Ortsgeschichte nach einem ungewöhnlichen, sehr ansprechenden und originellen Konzept. In geschichtlicher Erzählung, wissenschaftlicher Erläuterung und reichem Bild- und Kartenmaterial unternehmen die Verfasser und die Verfasserin in 19 Etappen einen Gang durch die Gemeinde, den die Leserschaft – mit dem Buch in der Hand – in Wirklichkeit oder bequem zu Hause im Lehnstuhl nachwandern kann. Wegweiser am Schluss jedes Kapitels weisen zur nächsten Station der Wanderung. Erstaunlich, wie viele und wie vielfältige Themen sich in diesem Konzept aneinander reihen liessen: Burgergemeinde, Strassenbau, Badeanstalt, ein Jodlerkomponist (Paul Müller-Egger), Kirche und Pfarrei, das Wirken der «Gemeinnützigen Industrie-Gesellschaft für die Armen zu Melchnau», die Besenbinderei (ein Markenzeichen Melchnaus, im Volkstheaterstück «Die Besenbinder von Melchnau» von G. Reusser thematisiert), Güterzusammenlegung, Teppichweberei, Holzschuhfabrikation, der Industrieverein, der 1871 zur Förderung der Strohflechterei gegründet wurde, die Geschichte des «Bären», der zum «Löwen» mutierte, die Biografie des Jakob Käser, der 1855 die erste Ortsgeschichte verfasste, Sparkasse, Mühle, Landi, Bahn, Post und Telefon, Öle, Gemeindeverwaltung, Skifabrikation, Schulhaus und Schulgeschichte, internierte Polen und ihr Gedenkbrunnen, Käserei und vieles mehr.

Systematik wird nicht angestrebt und beim Lesen auch gar nicht vermisst. Entstanden ist ein vergnüglich zu lesender Band, der gut recherchiert ist und auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Er ist geeignet, Ortsansässigen und Neuzuzügern die Vergangenheit der Gemeinde und deren Hineinwirken in die Gegenwart nahe zu bringen und bewusst zu machen. Ein Orts-, Haus- und Namenverzeichnis erleichtert die Orientierung im Melchnau-Buch, und ein sorgfältiges und – soweit ersichtlich – vollständiges Quellen- und Literaturverzeichnis ermöglicht das tiefere Eindringen in die Geschichte der Gemeinde. Ein Glücksfall war es, dass seit 1973 eine Museumskommission unter der Leitung der ehemaligen Zivilstandsbeamtin und Mitverfasserin dieses Buches, Heida Morgenthaler, systematisch Akten, alte Fotos und andere Dinge gesammelt hat, die nun als Material für die Ortsgeschichte zur Verfügung standen.

Der Geschichtsweg beginnt und endet auf dem Schlossberg, auf dem die Ruinen der Burgen Grünenberg und Langenstein stehen. Sie sind Kristallisationspunkte der Beschäftigung mit Geschichte und Archäologie im Raum Melchnau. Eine erste Grabung von 1848/49 förderte die Burgkapelle zutage mit einem verzierten Plattenboden. Um 1990 nahmen sich archäologisch interessierte Idealisten der Ruine an, gründeten die Stiftung «Burgruine Grünenberg», bald ergänzt durch einen Unterstützungsverein. Bis 1998 sicherten sie mit Hilfe der Fachstellen von Bund und Kanton, von Burger-, Einwohner- und Kirchgemeinde die Burganlage, gleichzeitig erforschten sie die Burg

und machten sie dem Publikum zugänglich. Melchnau wurde dadurch zu einem kleinen Zentrum der Burgenkunde. Eine Ausstellung im Melchnauer Gasthof «Löwen» machte im Jubiläumsjahr 2000 die Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit zugänglich. Heute existiert unter www.gruenenberg.ch eine von Lukas Wenger gestaltete und betreute Website zur Anlage Grünenberg, die als Ergänzung zum vorliegenden Band sehr zu empfehlen ist.

Christoph Zürcher

Rauscher, Heinz: Pieterlen und seine Nachbarn. 2000 Jahre Geschichte und Geschichten. Band I: Von den Helvetiern bis zu den Bellelaymönchen. Büren a.A.: Vereinigung für Heimatpflege Büren, 2002 (Hornerblätter, 2002). 120 S., ill.

Pünktlich zu Anfang Februar gibt die rührige Bürener Vereinigung seit langen Jahren ihre «Hornerblätter» heraus, die jeweils einem bestimmten Thema aus der Ortsgeschichte, der lokalen Geografie oder Naturkunde, kurz einem heimatkundlichen Einzelthema, gewidmet sind. Die Jahresbände werden in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt und können auf ein treues Lesepublikum, vor allem in der eigenen Region, zählen. Der diesjährige Band fällt insofern etwas aus der Tradition heraus, als er den ersten Teil einer auf mindestens zwei Bände angelegten Überblicks-Ortsgeschichte darstellt. Der Verfasser, Heinz Rauscher, als Geschichts- und Geografielehrer an der Sekundarschule Pieterlen seit langem als ausgewiesener Kenner und Erforscher der Lokalgeschichte bekannt, schlägt im vorliegenden Band in acht Kapiteln den Bogen von den Helvetiern bis zum ausgehenden Mittelalter. Dabei holt er weit aus und bettet die Geschichte der Gemeinde Pieterlen geschickt und überzeugend in die allgemeine europäische Geschichte ein, die ja letztlich den Gang der Geschehnisse auch in den kleinräumigen Einheiten peripherer Räume bestimmte. Dabei wird auch das Netz der regionalen Nachbarn nicht vergessen: Basel, Biel, Büren, Bellelay liegen so gut im Blickfeld wie Rüti, Büren, Nidau oder Savoyen. In schöner Ausgewogenheit finden wir Überblicksdarstellungen zur Geschichte der deutschen Könige, der Habsburger, daneben Kapitel zur Besiedlungsgeschichte des Raumes von Pieterlen, Geschichten von Kirchen und Klöstern, Familiengeschichten lokaler Adelsfamilien und, besonders wertvoll, viel Rechts-, Wirtschafts-, Sozial- und Mentalitätsgeschichtliches: etwa zur Lage der Bauern, zu Wohnen, Essen und Kleidung, Sprache und Sprachgrenze, zu Religiosität und Jenseitsvorstellungen, zu Herrschaftsformen und Lehenswesen usw. Gerade diese Kapitel lassen Geschichte anschaulich, lebendig und fassbar werden. Der flüssig geschriebene, konzise und angenehm straffe Text (der Band ist 120 Seiten schlank) wird ergänzt durch zahlreiche, sehr geschickt ausgewählte farbige Illustrationen, Pläne und Karten und ein kleines Begriffslexikon zu einem spätmittelalterlichen Kaufvertrag. Sehr nützlich ist auch das sorgfältige Register der Sachbegriffe, Personen- und Ortsnamen. Wer sich als interessierter Laie über die Lokalgeschichte von Pieterlen informieren und ein kleines Repetitorium der allgemeinen Geschichte absolvieren will, greift mit Gewinn zu dieser Schrift. Sie eignet sich auch ausgezeichnet als Lektüre für Schülerinnen und Schüler und als Unterrichtsvorbereitung für Lehrkräfte. Die beigefügte beachtenswerte Bibliografie ermöglicht einen Blick in die Werkstatt des Autors und ermuntert Interessierte zum Einstieg in die wissenschaftliche Literatur und in die Quellen zu dieser lokal- und regionalgeschichtlichen Arbeit.

Christoph Zürcher

Museum für Kommunikation (Hrsg.): Walkenmatt. Briefe aus dem Diemtigtal, aus Russland und Amerika 1890–1946. Zürich: Chronos, 2001 (Schriftenreihe des Museums für Kommunikation). 463 S., ill.

Mitten im Diemtigtal oberhalb von Oey, auf der Schattseite, steht ein Bauernhaus, die Walkenmatt. Sie ist der Familiensitz einer Bauernfamilie und der Dreh- und Angelpunkt eines ausführlichen Briefkontakts unter den Angehörigen der Familie um Susanne Hiltbrand-Dubach (1842–1918). Die drei Redaktoren (Susanna Reinhart-Probst, Rudolf Probst und Edwin Pfaffen) haben zahlreiche Briefe der Familie Hiltbrand-Dubach aus gut 50 Jahren lektoriert, zum Teil aus dem Russischen transkribiert und 300 davon in diesem schön gestalteten Buch vereint. Sie zeichnen damit ein naturnahes, authentisches Bild der Lebenssituation einer Bauernfamilie im ausgehenden 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Familienmitglieder lebten weit verstreut in der Schweiz und zwei davon im Ausland: Zahlreiche Briefe wurden in Russland – wohin einer der Söhne ausgewandert war – und in den Zwanzigerjahren auch in den USA verfasst und erzählen dadurch viel über das Schicksal der ausgewanderten Schweizer.

Das Buch hat mehrere Stärken: Einerseits bringt es der Leserschaft eine heute leider fast vergessene Briefkultur zum Leben. Briefe schreiben war vor gut 100 Jahren für die meisten Menschen die einzige Möglichkeit, sich über grosse Distanzen auszutauschen. So enthalten viele Briefe einfache Neuigkeiten und Klatsch der vergangenen Wochen. Aus zahlreichen Bemerkungen geht hervor, dass die Briefe aus der Fremde beispielsweise unter den Familienangehörigen im Berner Oberland weitergereicht und zum Teil sogar abgeschrieben wurden: «Lege auch ein paar Zeilen bei, damit Ihr sehen könnt, dass ich noch lebe» (S. 199) oder «Sende dir den letzten Russlandbrief, flüchtig abgeschrieben, wir hatten lange gar nicht bei Hause, er war in Thun und jetzt will ihn der Vater auch noch lesen, sonst hätte ich ihn Dir beigelegt» (S. 62).

Gleichzeitig ist die Briefsammlung ein schönes Beispiel dafür, was die in der letzten Zeit so oft zitierte Oral History leisten kann: Wer heute diese Briefe liest, erfährt sehr direkt und ungefiltert die Probleme, Sorgen und Freuden der damaligen Zeit. So schreibt beispielsweise die Tochter Rosa im Dezember 1900 an ihre Schwester: «Etwas Neues will ich Dir anzeigen, nämlich, dass es einen Gesangsverein gibt bei uns, [...] wo wir dann am nächsten Sonntag mit dem Gesang beginnen werden zur Woche einmal.» Im Weiteren zählt sie auf, wer in diesem Chor mitmacht und wie sie sich anstellen beim Singen (S. 79).

Dank des Umstandes, dass einige der jüngeren Generation ihre Heimat verlassen haben, um in Russland und später in den USA ihr Glück zu versuchen, erfahren wir einiges über die Lebensgewohnheiten und Abenteuer der Ausgewanderten. Die Briefe aus der Schweiz hingegen schildern uns Interessantes über anstehende Ernten, Heiraten, uneheliche Geburten, Feste und Bräuche, kurz das alltägliche Leben in der damaligen Zeit. Die meisten Briefe spiegeln die Lebensläufe und Schicksale der Familienangehörigen, die im überwiegenden Teil unspektakulär verlaufen. Historische Ereignisse werden nur ganz am Rande gestreift, die Briefsammlung ist somit wirklich ein Beitrag zur Alltagsgeschichte. Formal sind die Briefe nur sehr leicht überarbeitet worden, die Orthografie wurde in den allermeisten Fällen wie im Original belassen, Erklärungen in Form von Randnotizen erleichtern das Verstehen von speziellen Ausdrücken sehr, verfälschen aber gleichzeitig die Originalität der Dokumente nicht.

Im Anhang liefern zwei Artikel von Edwin Pfaffen und Rudolf Probst wissenschaftliche Grundlagen zu den historischen Gegebenheiten respektive zur Briefkultur im

Allgemeinen. Rudolf Probst gibt dabei auch eine gute und kurze Zusammenfassung des Lebens der Grossfamilie Hiltbrand-Dubach. Es lohnt sich, diesen Artikel als Einstiegslektüre zu den Briefen zu wählen. Ein Personenverzeichnis mit Stammbaum sowie ein Glossar mundartlicher Wendungen und Fachausdrücke bilden weitere Lesehilfen.

Bettina von Greyerz

Küchli, Christian; Stuber, Martin; Atelier Marc Zaugg: Wald und gesellschaftlicher Wandel. Erfahrungen aus den Schweizer Alpen und aus Bergregionen in Ländern des Südens. Bern: Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA, Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft BUWAL, 2001. CD-ROM mit rund 600 Bildern, Text und Ton.

Die Geschichte des Waldes in der Schweiz ist eine Erfolgsgeschichte. In den Zeiten des Liberalismus Mitte des 19. Jahrhunderts war er in Gefahr durch Übernutzung. Angeregt durch verantwortungsbewusste Fachleute wurde er vor 125 Jahren durch den Bund unter Schutz der Allgemeinheit gestellt und hat sich bis heute auf 160 Prozent des Umfangs von 1862 vergrössert. Es ist darum nahe liegend, das Beispiel Schweiz gründlicher zu analysieren und zu überlegen, ob die hier gemachten Erfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts nicht vielleicht in anderen Gebieten der Erde, wo der Wald heute ähnlichen Gefahren ausgesetzt ist wie bei uns Mitte des 19. Jahrhunderts, helfen könnten, Probleme um die Waldnutzung zu verstehen und zu lösen.

Beim genaueren Betrachten stellt man tatsächlich fest, dass sich Konfliktmuster, Ansprüche und Nutzungsmethoden im Bereich des Waldes in der ganzen Welt ähneln. Deshalb ist der Gedanke, aus der Geschichte zu lernen, vielleicht nicht so abwegig. Könnte die historische Situation im Norden (hier das Beispiel des Kantons Bern) mit Einschränkungen dazu dienen, die aktuelle, Menschen und Natur bedrohende Situation im Süden besser zu meistern? Die Autoren rollen die Geschichte des Berner Waldes facettenreich und mit viel Bildmaterial ergänzt auf und stellen sie in Bildpaaren den aktuellen Verhältnissen in der Dritten Welt gegenüber, wo heute noch die Hälfte des Waldes steht. Besonders das Himalaya-Gebiet dient dabei als Referenzraum für Vergleiche. Die politischen und administrativen Weichenstellungen sowie die technischen Massnahmen, die beispielsweise der Staat Bern im 18., 19. und 20. Jahrhundert an die Hand nahm, könnten vielleicht die Situation in Nepal und anderswo verbessern, obwohl natürlich klar ist, dass die Vergangenheit im Alpenraum nicht die Zukunft für andere Länder sein kann.

Die Forstgeschichte Berns und der Schweiz ist ein faszinierender Spiegel der Gesellschaft im Solar-, Kohle- und Erdölzeitalter mit dem scheinbaren Happy End für den Wald. Die zwischenzeitlich verloren gegangene Nachhaltigkeit, heute multifunktional verstanden, scheint im Moment gesichert. Dazu brauchte es aber Zeit, von der Bevölkerung akzeptierte gesetzliche Grundlagen, die Überwindung lokaler Widerstände, die Anerkennung der Forstpolizei als Berater und nicht als Gegner sowie Alternativen zum Holz als Brenn- und Baustoff. Schweizerinnen und Schweizer verfügen seit 50 Jahren über solche Materialien und verzichten darum gerne aus Gründen der Kosten und der Bequemlichkeit auf Holz, auch wenn diese Alternativen ökologisch nicht sinnvoll sind. In diesem Punkt ist unsere Geschichte für den Süden sicher nicht nachahmenswert.

Die CD-ROM zeigt auch diese Aspekte und nicht nur die rühmlichen Seiten in kurzen, vertiefenden Kapiteln zur Forstgeschichte des 18. Jahrhunderts bis heute. Sie umfasst 25 Kapitel zur Solarenergiegesellschaft bis 1850, 15 Kapitel zur Kohlegesellschaft 1850–1950, acht Kapitel zur Erdölgesellschaft nach 1950 und drei Kapitel zur Gesellschaft mit erneuerbaren Energien und verhilft so zu differenzierter Auseinandersetzung mit dem Thema. Die Publikation ist im Auftrag der DEZA zuerst in englischer Sprache für eine UNO-Konferenz für nachhaltige Entwicklung im Jahr 2000 entstanden. Zum 125-Jahr-Jubiläum des Eidgenössischen Forstpolizeigesetzes ist die CD-ROM auch in einer deutsch- und einer französischsprachigen Ausgabe erschienen, die gratis beim BUWAL bezogen werden kann.

Walter Thut

Müller, Verena E.: Bewegte Vergangenheit. 20 Jahre Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung. Hrsg. von Marthe Gosteli. Bern: Stämpfli, 2002. 99 S., ill.

Das Gosteli-Archiv in Worblaufen, das Dokumente zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung sammelt, erschliesst und aufbewahrt, feiert in diesem Jahr seinen 20. Geburtstag. Zu diesem Jubiläum war in der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern eine ausgesprochen interessante Ausstellung mit etlichen Perlen aus dem Archiv zu sehen. Über dessen Geschichte erschien zudem ein Buch. Auf den ersten Blick wirkt dieses wie eine etwas überdimensionierte Werbebroschüre mit teilweise spannenden Illustrationen, die aber nur in einem lockeren Zusammenhang mit dem Text stehen. Bei näherem Hinsehen entdeckt die Leserin jedoch zahlreiche Informationen über Entstehung, Bestände und das Umfeld des Archivs sowie zur Person der Gründerin. Ohne das Lebenswerk von Marthe Gosteli müssten die Schweizer Frauen wohl noch heute auf die Sicherung wichtiger Dokumente aus ihrer Vergangenheit warten! Für Historikerinnen und Historiker, die im Bereich der Frauen- oder Geschlechtergeschichte arbeiten, ist besonders interessant, dass im Buch auch die wichtigsten ausländischen Archive zur Frauengeschichte kurz beschrieben werden. Ausserdem enthält es eine Auflistung der im Gosteli-Archiv deponierten Archivalien und Nachlässe, und auch die Bibliothek des Archivs, die über den Online-Katalog IDS Basel/Bern abfragbar ist, wird vorgestellt.

Anna Bähler

Kaegi, Gabriela; Lanz, Doris; Omlin, Christina (Hrsg.): Berner Almanach Musik. Bern: Stämpfli, 2001 (Berner Almanach, Band 4). 424 S., ill., 1 CD.

Nach Darlegungen über Kunst, Literatur und Theater rückt im vierten Band der verdienstvollen Reihe «Berner Almanach» die Musik ins Zentrum. Die Herausgeberinnen versammeln dabei eine Fülle von Informationen zum heutigen Berner Musikleben. Den grössten Raum nehmen über 60 Porträts von bekannten und weniger bekannten Berner Musikerinnen und Musikern ein – jeweils flankiert durch aussagekräftige Schwarzweissaufnahmen. Das Spektrum ist erfreulich breit, keineswegs klassiklastig, und zeugt von einer vitalen, zu Neuentdeckung einladenden Musikszene. Der Band porträtiert Vertreterinnen und Vertreter aus den Bereichen Jazz, E-Musik, Pop im weitesten Sinne, Weltmusik, Chanson, dazu natürlich zahlreiche Grenzgänger zwischen den Stilen, aber auch Personen aus dem Umfeld von Musikpublizistik und

-pädagogik sowie Veranstalterinnen und Veranstalter und auffallend viele Musikerdynastien. Die von einem stattlichen Autorenteam verfassten Artikel sind mehrheitlich in locker-essayistischem Ton gehalten, ergeben vielfach einfühlsame Bilder, verstellen jedoch bisweilen den Blick auf die im engeren Sinn musikalische Handschrift der Porträtierten. Vielleicht liegt das auch am Umfang von jeweils zwei Seiten, der zu lang für ein blosses Schlaglicht und zu kurz für eine eingehende Betrachtung ist. Was die Auswahl angeht, lässt sich bei Publikationen wie dieser natürlich immer streiten: über fehlende wie über unnötig aufgenommene Personen oder über den mehr oder weniger offensichtlichen Berner Bezug. Es ist jedoch schade, dass die Leserschaft nichts über die Auswahlkriterien erfährt. Der lakonische Hinweis im Klappentext, es handle sich statt eines Überblicks um einen Einblick, hilft da wenig.

Zwischen den Porträts gibt es immer wieder Gelegenheit, länger bei einem Thema zu verweilen. Trotz gewissen inhaltlichen Überschneidungen ist dabei Spannendes zu erfahren, etwa über die erstaunlich frühe Pflege Neuer Musik im Rahmen der Gattiker-Abende. Zudem enthält der Band erhellende Szeneneinblicke wie zum Beispiel über Ethno-Musik oder informative historische Abrisse über Jazz und die Berner Troubadours. Enttäuschend sind dagegen die Artikel über Pop/Rock. Ferner umfasst die Publikation differenzierte und kritische Analysen aus dem Bereich E-Musik (Sinfonieorchester/Theater, Musikberichterstattung, Kulturförderung; vorzüglich der Beitrag über die Musikhochschule).

«Klingendes Herzstück», wie es die Herausgeberinnen bezeichnen, ist eine beigelegte CD mit eigens für den Almanach produzierten Kurzkompositionen. Es ist in der Tat eine bestechende Idee, Berner Musik nicht nur in Text und Bild zu dokumentieren, sondern gleichsam sich selbst sprechen zu lassen mit ernsten, fetzigen, lyrischen, anspruchsvollen, experimentellen und witzigen Tönen. In der Mitte des Buches findet sich darüber hinaus Quellenmaterial zu den Almanach-Kompositionen (Skizzen, Noten). Rätselhaft dagegen ist, weshalb gerade diese Komponistinnen und Komponisten mehrheitlich nicht von den Porträts erfasst werden und sich mit Kurzbiografien am Schluss des Bandes begnügen müssen – so wirkt denn die CD doch ziemlich abgekoppelt vom Buchtext. Überhaupt zeigt sich in der Gliederung eine Schwäche: Die alphabetische Ordnung der Porträts und die eingestreuten thematischen Beiträge durchbrechen zwar herkömmliche Schubladisierungen, lassen jedoch die Leserinnen und Leser, die zu einem Thema oder Genre mehrere Artikel und Porträts konsultieren wollen, ziemlich orientierungslos.

Jörg Müller

Fuhrimann, Daniel: Wechselklänge. Die Bernische Musikgesellschaft 1960–2000. Festschrift zum 125-jährigen Bestehen des Berner Symphonie-Orchesters (1877–2002). Bern: Stämpfli, 2002. 227 S., ill.

Schon Titel und Untertitel dieser wichtigen Publikation zum Berner Konzertleben verweisen auf den nicht ganz einfachen Zusammenhang zwischen Trägerschaft, Veranstalter und Klangkörper des Berner Symphonie-Orchesters (BSO): Zum Jubiläum des BSO erscheint die jüngste Geschichte der Bernischen Musikgesellschaft (BMG). Die Verhältnisse waren in der Tat vertrackt: Die 1815 gegründete Vereinigung zeichnete schon früh verantwortlich für die Pflege eines kontinuierlichen Konzertwesens, setzte jedoch mit dem Bernischen Orchesterverein (BOV) 1877 eine

eigene Trägerschaft ein. Das Berner Stadtorchester wurde lange Zeit vom BOV verwaltet, die BMG fungierte primär als Veranstalterin sowie als Promotorin der bernischen Musikausbildung. Das bedeutete umständliche Entscheidungsprozesse und – etwa für Dirigenten – viele Ansprechpartner. Beredtes Zeugnis davon ist die Affäre Richter Anfang der 1960er-Jahre. Der von der BMG eigenmächtig als Chefdirigent engagierte Karl Richter zog sich noch vor Amtsbeginn vom Vertrag zurück, und das Verhältnis zwischen BMG und BOV entspannte sich erst mit der Verpflichtung Paul Kleckis, mit dem das Orchester einen gewaltigen Aufschwung erlebte. Doppelspurigkeiten gab es indes auch in der Zeit von Kleckis Nachfolger: Neben Charles Dutoit wirkte Günter Wand quasi als Hausdirigent der BMG; diese Dirigenten ergänzten sich aber repertoiremässig aufs Beste. Die fällige Fusion zwischen BOV und BMG gelang 1979, ehe im Zuge der Professionalisierung des Managements die Stiftung Berner Symphonie-Orchester gegründet wurde und die BMG fortan als reiner Förderverein fungierte.

Daniel Fuhrimann versteht es bestens, die vereinsgeschichtlichen und verwaltungstechnischen Rankünen klar und alles andere als trocken darzustellen. Der junge Musikwissenschaftler und Germanist konnte mit der nötigen Distanz recherchieren und hatte Zugang zu wichtigen Akten. Er ist stets um ein ausgewogenes Urteil bemüht, zum Beispiel was das chronisch schwierige Verhältnis zwischen Orchester und Stadttheater betrifft oder im Fall des Skandals um einen BMG-Geschäftsführer. Die Verfehlungen – vor allem Veruntreuungen in sechsstelliger Höhe – sind schonungslos dargelegt, aber auch Verdienste werden gewürdigt, wie die Verpflichtung des heutigen Chefdirigenten Dimitrij Kitajenko.

Die Publikation ist indes viel mehr als eine Vereinsgeschichte: Innerhalb des historischen Abrisses der BMG öffnet der Autor die Perspektive immer wieder hin zu künstlerischen Fragestellungen, welche im zweiten Teil auf die Programmpolitik fokussiert werden. Hier zeigt sich eine besondere Tradition im Bereich der Musik der Moderne, vor allem unter Dutoit und Kitajenko, aber auch international feststellbare Tendenzen wie die Repertoire-Erosion. Die Ära Maag mündete nicht zuletzt deshalb in eine Stagnation, weil die schwerpunktmässige Pflege von Musik vor 1800 nurmehr von Spezialensembles zu leisten ist. Sehr einleuchtend ist die Differenzierung zwischen Musik der Moderne und Neuer Musik, weil der Autor damit die Musik des 20. Jahrhunderts nicht über einen Leisten schlägt und die insgesamt stiefmütterliche Behandlung zeitgenössischer (und hier insbesondere Schweizer) Musik aufdeckt, aber auch zu grundsätzlichen Reflexionen über die Situation Neuer Musik im heutigen Konzertleben führt. In zehn Intermezzi erhalten Zeitzeugen aus Orchester, Verwaltung und Publikum die Gelegenheit zur Stellungnahme. Die Publikation erhält dadurch eine breitere Optik; freilich wird auch klar, dass ansonsten etwas stark der Linie der einzelnen Dirigenten entlang argumentiert wird.

Aufschlussreiches ist aus Bereichen ausserhalb der Sinfoniekonzerte zu erfahren: über das Konservatorium, das bis 1988 unter der Ägide der BMG stand, und über die Kammermusikpflege, wodurch der Weltruhm des Berner Streichquartettes in den 1970er/80er-Jahren plausibel wird. Besonders spannend sind auch die Ausführungen über den Umgang während und nach dem Kalten Krieg mit Musik sowie Musikerinnen und Musikern aus Osteuropa. Ein ausführlicher Dokumentationsteil (unter anderem mit einer Liste sämtlicher Orchesterkonzerte der BMG), zahlreiche Illustrationen und ein Personenregister runden die sorgfältig edierte Publikation ab.

Jörg Müller

Fischer, Hermann von: Fonck à Berne. Möbel und Ausstattungen der Kunsthandwerkerfamilie Funk im 18. Jahrhundert in Bern. Bern: Stämpfli, 2001. 2., korr. Aufl. 2002 (Schriften der Burgerbibliothek Bern). 376 S., ill.

«Fonck à Berne» umschreibt das Wirken einer heute weit über Bern hinaus bekannten Dynastie von Kunsthandwerkern, die zwischen 1724 und 1811 in Bern tätig waren. Die Untersuchung, die der langjährige Berner Denkmalpfleger Hermann von Fischer mit diesem reich illustrierten Band vorlegt, stellt zum ersten Mal in diesem Umfang das Werk des Ebenisten Mathäus Funk (1697–1783), des Uhrmachers Daniel Beat Ludwig Funk (1726–1787), des Bildhauers und Bildschnitzers Johann Friedrich Funk I (1706–1775), des Bildhauers Johann Friedrich Funk II (1745–1811), des Seidenwebers und Rahmenvergolders Johann Peter Funk (1711–1771) sowie des Bildhauers und Kunsthändlers Sigmund Emanuel Funk (1722–1781) vor. Sie knüpft an die vom gleichen Verfasser 1961 vorgelegte Publikation «Die Kunsthandwerker-Familie Funk im 18. Jahrhundert in Bern», erschienen in der Reihe der Berner Heimatbücher, und den Katalog zur Ausstellung im Schloss Jegenstorf «Die Familie Funk – Berner Kunsthandwerker des 18. Jahrhunderts» an und zeigt, dass das Interesse des Autors an der Erforschung der Familie Funk lebendig geblieben ist.

Dank einer fundierten Ausbildung, die ihn bis nach Paris geführt hatte, fand Mathäus Funk in Bern gute Voraussetzungen für den Beginn einer erfolgreichen Karriere. Rasch erhielt Funks überragendes Talent bei der Berner Oberschicht die nötige Anerkennung, was den Umstand wettmachte, dass er nicht in Bern geboren war. 1724 erwirkte Mathäus Funk von der Burgerkammer die Zustimmung für die Niederlassung in Bern und schuf damit sich und seinen Nachkommen die Voraussetzung für eine einträgliche Tätigkeit. Hermann von Fischer kann für seine Forschungsarbeit eine grosse Anzahl ungedruckte und gedruckte Quellen heranziehen, die er im Anhang auflistet. Als besonderer Glücksfall für die Möbelforschung darf das Auffinden von Inventaren gewertet werden, wie das Nachlassinventar von Mathäus Funk von 1783 mit Angaben über den Rest des Warenlagers seiner Ebenistenwerkstatt oder der Verkaufsvertrag zwischen Johann Friedrich Funk I und Johann Friedrich Funk II von 1775 sowie die Notizen des Jeremias Wildt-Socin von 1764–1776, die Auskunft geben über Masse von Spiegeln, die Farben von Kamineinfassungen, Marmorplatten und die Standorte von Mobiliar für die Ausstattung im Wildt'schen Haus am Petersplatz in Basel.

Die monografische Darstellung der sechs Künstler Funk stützt sich auf diese fundierten Quellenkenntnisse, die in Archiven von Bern, Oberdiessbach, Genf, Chavannes-près-Renens und Basel gewonnen wurden. Aufgrund archivalisch gesicherter Beispiele entwickelt von Fischer eine sorgfältig erarbeitete, mit Farbaufnahmen dokumentierte stilistisch-chronologische Darstellung der Objekte, die er nach Typen gliedert. Daran schliesst der schwarzweiss bebilderte Katalogteil an mit einer Auswahl aus der Produktion der einzelnen Familienmitglieder, die aufgrund von formalen Kriterien oder übereinstimmenden Materialien zugeschrieben werden. Ausgewählte Objektgruppen werden mit schematischen Skizzen zu technischen Details ergänzt, die für sie typisch sind. Dabei steht das Schaffen von Mathäus Funk und Johann Friedrich Funk I sowie Johann Friedrich Funk II im Vordergrund.

Im reich illustrierten Anhang werden die originalen Musterplättchen der in der Marmorsäge von Johann Friedrich Funk II verarbeiteten Marmorarten veröffentlicht, eine Auswahl von typischen Beschlägen abgebildet sowie eine Serie von Eisenschlüsseln vorgestellt. Es folgt die Darstellung von Augsburger und Herrnhuter Buntpapie-

ren für die Auskleidung von Kommodenschubladen. Die sorgfältige Erfassung und Beschreibung dieser Materialien ist schon deshalb von grossem Nutzen, weil gerade die Buntpapiere im Schubladeninnern von Kommoden dem Wandel von Geschmack und Funktion besonders stark unterworfen sind und oft verloren gehen. Dabei stellen sie häufig ein nützliches Hilfsmittel für die Zuschreibung von Objekten dar, ähnlich wie andere vergängliche Materialien, denen in monografischen Darstellungen zum Möbelhandwerk oft zu wenig Beachtung geschenkt wird. Für immer verloren sind oft die textilen Materialien, wie beispielsweise die Polsterung und der Bezug von Stühlen. Vor allem der Bezug wurde im 18. Jahrhundert häufig höher gewertet als das kostbar gefasste oder vergoldete Holz des Sitzmöbels, ähnlich wie feuervergoldete Bronzen zuweilen den grösseren Kostenfaktor darstellten als die Kommode selbst. Auch in der vorliegenden Untersuchung würde eine Analyse der Objekte, die über eine präzise Bestimmung der Holzarten und der verwendeten Materialien hinaus auch technische Einzelheiten detaillierter dokumentiert, zusätzliche Einsichten über Werkgruppen und den Werkstattbetrieb erlauben und sowohl Datierungen wie auch Zuschreibungen erhärten helfen.

Das Buch ist als Ergebnis einer 40-jährigen Forschungstätigkeit Ausdruck einer eindrücklichen Vertrautheit mit dem ausgebreiteten Material, das mit gegen 300 Katalognummern eine grosse Vielfalt an Objekten umfasst. Mit der Untersuchung zur Kunsthandwerker-Dynastie Funk liegt nicht nur ein Standardwerk zur Berner Möbelproduktion vor, sondern es ist jetzt auch eine Voraussetzung geschaffen, die zu weiterer Forschungsarbeit auf dem Gebiet schweizerischer Möbel und Raumausstattungen ermutigt. Nach wie vor bleiben die Verbindungen zu Paris und Deutschland und damit auch deren Bedeutung als Quelle für künstlerische Anregungen und als Ort für den Bezug von Materialien, wie Edelhölzer, Schildpatt oder feuervergoldete Bronzen, weitgehend im Dunkeln. Beziehungen zur Herrnhutergemeinde Neuwied und zur Werkstatt der Ebenisten Abraham und David Röntgen sowie eine vertiefte Untersuchung zur Organisation des Werkstattbetriebes und zu zusätzlichen Absatzmärkten bilden interessante Ansätze für weitere Forschungen.

Henriette Bon